
Wandlungen des Kapitalismus

Manfred Prisching

Günther Chaloupek hat uns zahlreiche Belege seiner Liebe zur Ideengeschichte zukommen lassen, und einen seiner Aufsätze¹ beginnt er mit einem Verweis auf Werner Sombarts Vortrag bei der Jahrestagung des Vereins für Sozialpolitik 1928 in Zürich. Das Thema der Tagung und des Vortrags war: „Wandlungen des Kapitalismus“.² Diesen Titel eigne ich mir an, um nicht nur an die seinerzeitigen Vorstellungen der Sozialwissenschaftler³ am Beginn des Jahrhunderts über die weitere Entwicklung des „Spätkapitalismus“ zu erinnern, sondern auch über die tatsächlichen weiteren Wandlungen dieses Systems (und seiner Deutungen) zu reflektieren. Chaloupek hat schon Recht, wenn er, sich selbst zurücknehmend, zugibt, dass man hinterdrein leicht alles besser wissen kann, und seine Vorhaltung ist umso bedenkenswerter, als die Bilanzen der Sozialwissenschaftler sogar bei der Analyse der unmittelbaren wirtschaftlichen Gegenwart nicht sonderlich imponierend ausfallen. Dennoch schließe ich mich dem Bemühen Günther Chaloupeks an, zumindest einige Konturen der langfristigen Systementwicklung zu rekonstruieren.

Der anarchische Kapitalismus

Es ist im Grunde gleichgültig, ob man von der „Industriegesellschaft“, der „Marktgemeinschaft“ oder der „kapitalistischen Gesellschaft“ spricht, auch wenn die Terminologie immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen geführt hat – gemeint ist jedenfalls jenes Modell, welches sich in der westlichen Welt, ausgehend von Großbritannien, im 19. Jahrhundert entfaltet und in der Folge die Welt revolutioniert hat.⁴ Karl Marx hat in seiner berühmten Passage im „Kommunistischen Manifest“ die durchdringende Leistungsfähigkeit dieses Modells⁵ auf unüberbietbare Weise beschrieben, und mit Max Weber und Werner Sombart hat der Kapitalismus-Begriff in die breitere sozialwissenschaftliche Literatur Eingang gefunden. Aber schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Sozialwissenschaftler erkannt, dass ein grundlegend neues gesellschaftliches Gefüge im Entstehen war, das von der traditionellen Gesellschaft kaum einen Stein auf dem anderen lassen würde,⁶ und sie versuchten zu enträtseln,

was denn da „draußen“, in der Gesellschaft, im Großen los sei, welche langfristigen Tendenzen sich abzeichneten und wie die zukünftige Gesellschaft aussehen könnte.

Die industrielle Revolution schuf Elend und Reichtum. In der frühen Phase des Kapitalismus fand die Verteilung der gesellschaftlichen Güter nicht viel anders statt als in traditionellen Gesellschaften; in diesen haben die säkularen und religiösen herrschenden Klassen abgeschöpft, was immer über das Existenzminimum der Massen hinaus erzeugt worden ist. War es eine einfache Gesellschaft, reichte es nur für die kleinen Schlösser und Burgen der Landadeligen und Bischöfe, war es eine wirtschaftlich florierende Gesellschaft, konnten auch die protzigen Schlösser der Medici in Florenz gebaut werden. In einer sich industrialisierenden Gesellschaft pflegt die Verteilung, gemäß der Kuznets-Kurve, generell ungleicher zu werden, und die Robber Barons schöpften in dieser Phase (nicht nur in den USA) ab, was abzuschöpfen war, so wie dies heute in der Sowjetunion und in China, in Mexiko und Brasilien geschieht. Aber die Logik des Prozesses drängte die arbeitende Klasse, trotz vereinzelter Unmenschlichkeiten, nicht in die befürchtete Massenverelendung. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts war klar, dass die einfachen Revolutionsprognosen zu revidieren wären. Der Kapitalismus erwies sich als anpassungsfähig (und der größere Teil der Arbeiterklasse hatte bald mehr zu verlieren als seine Ketten). Dennoch war man in der sozialistischen Bewegung überzeugt, dass dieses System langsam, wenn auch eher auf eine bürokratisch-technokratische als auf eine revolutionäre Weise,⁷ in eine sozialistische Gesellschaft „hinüberwachsen“ würde. Deshalb fühlte man sich berechtigt, auch im chronologischen Sinne vom „Spätkapitalismus“ zu sprechen – von der letzten Phase des „reifen“ kapitalistischen Systems.⁸

Der erste Spätkapitalismus

Werner Sombart war es, der in seinem monumentalen Werk über den modernen Kapitalismus drei Phasen der Entwicklung unterschieden hat: einen merkantilistischen Frühkapitalismus, dessen Entstehen er schon in der frühen Neuzeit ansiedelt; einen liberalen Hochkapitalismus ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts; und einen monopolistischen Spätkapitalismus, der mit dem Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt habe.⁹ Der Begriff „Spätkapitalismus“ suggeriert, im Einklang mit Aufstiegs- und Niedergangsmustern von Zivilisationen, ein allmähliches Erlahmen des Systems, und so war es von Sombart auch gemeint. Die dynamische Kraft des Systems ist seines Erachtens durch mehrere Entwicklungen gefährdet: eine zunehmend geringere Steigerung der Produktivität, ein Absinken der Gewinnrate, einen Niedergang der Kapitalakkumulation, die Monopolisie-

zung von Produktion und Märkten, eine Abnahme des Konkurrenzgeistes, das Bestreben nach Organisation und Sicherheit, eine Verstärkung des Systems regelnder Eingriffe.

Max Webers Sorge galt weniger den unmittelbaren ökonomischen Prozessen, sondern dem Kapitalismus als „Schicksalsmacht“. Er hat einen Prozess der Rationalisierung, Technisierung, Formalisierung und Automatisierung sich durchsetzen sehen, und seine Sorge war es, wie das Schicksal und die Freiheit des einzelnen Menschen in dieser großen „Maschinerie“ beschaffen sein würden.¹⁰ Für Joseph Schumpeter war diese Frage ebenfalls zentral, weil er die in der Nationalökonomie vorherrschende Beschreibung einer statischen Gesellschaft als wenig relevant erachtete, wo doch die Besonderheit dieses Systems seines Erachtens in seiner dynamischen Eigenschaft, dem häufig zitierten „Prozess der schöpferischen Zerstörung“, zu finden sei¹¹ – was später auch Friedrich von Hayek betonen sollte.¹² Die dynamische Kraft verortete Schumpeter in der Unternehmerschaft, im „entrepreneurial spirit“.¹³ Aber auch Schumpeter spekulierte, so wie die anderen Zeitgenossen, über ein Erlahmen technisch-innovativer und unternehmerischer Impulse. Chaloupek hat in Sombarts Texten dessen Vorstellung vom technischen Fortschritt herausgearbeitet, die zu der „Lähmungsthese“ geführt haben muss: Sombart habe angenommen, dass die Güter zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse mehr oder weniger unveränderbar sein, dass es technischen Fortschritt wohl bei den Produktionstechniken geben könne, dass aber der gesamte Entwicklungsprozess eher graduell, verbessernd, vervollkommnend sei – anstelle einer grundlegenden Neugestaltung von ganzen Produktionsprozessen durch Erfindungen und Entwicklungen und anstelle des Entstehens (oder der Weckung) neuer Bedürfniswelten.¹⁴

Die Übergangsperiode

Die Diskussionen wurden zur Jahrhundertwende und in der Zwischenkriegszeit geführt. Noch zur Jahrhundertwende hatte man sich, zumindest im Habsburgerreich, in einer Umgebung gewöhnt, in der sich eigentlich nichts ändern könnte, in einer „Welt der Sicherheit“ – was vermutlich für die „Bettgeher“ in Wien und die böhmischen Dienstmädchen nicht zugefallen hat. Und doch schien die Sicherheit auch in bürgerlichen Kreisen bereits zu zerbröckeln, wie viele Schriftsteller – Schnitzler, Hofmannsthal, Broch – vor und nach dem Ersten Weltkrieg empfindsam dokumentierten und wie es vor allem Friedrich Nietzsche kraftvoll formulierte: Zeitalter des Nihilismus. Gott ist tot. Nichts gilt mehr.¹⁵

In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg versuchte man, sich erst einmal mit den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Aber die unmittelbare

Erfahrung der Menschen war, dass alles – wirtschaftlich, politisch, kulturell – nicht mehr funktionierte. *Diese* Form des Kapitalismus und *diese* Form der Demokratie schienen identisch mit Unsicherheit, Verarmung, Gefährdung, Aussichtslosigkeit, Gewalt. Die Sozialisten wollten sich mit diesem System ohnehin nicht mehr einlassen, da sie binnen weniger Jahre den Übergang zu einem neuen System erwarteten. Monarchisten betrauerteten die Fehlentwicklung. Die Mittelschicht sackte ab. Auf den Straßen lieferten sich paramilitärische Verbände ihre Schlachten. Im Parlament blockierten einander die politischen Kräfte. Und dann noch die große Wirtschaftskrise. Es wurde alles als Desaster erlebt, als allseitiger Zerfall. Alles strebte in verschiedene Richtungen, alles war Erosion. Konzeptlos waren auch die Bolschewisten, einschließlich der theoretischen Marx-Fraktion: Sie mussten darüber nachdenken, wie man in der Praxis eine Planwirtschaft gestaltet, und die Wirtschaftsrechnungsdebatte rückte manche Illusionen zurecht. John Maynard Keynes lieferte mit seinem Jahrhundertwerk *Analyse und Therapie*, aber im Jahr 1936 war bereits alles zu spät.¹⁶

Angesichts der zentrifugalen Kräfte war es nur plausibel, Abhilfe zu suchen in einer starken Führung, die alles Auseinanderstrebende mit starker Hand bündeln und vereinen sollte – die „romantische“ Antwort auf die alltägliche Erfahrung. Endlich wieder Ordnung und Frieden herstellen, Gemeinschaft bilden, endlich wieder Halt gewinnen, endlich wieder Zukunftsweisung. So kamen Hitler und Stalin, und es sollte weder Ordnung noch Frieden noch Gemeinschaft werden.

Der Wohlfahrtskapitalismus

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Erde zweigeteilt, die Vertreter der beiden Systeme diskutierten nicht mehr ernsthaft über die Superiorität des einen oder des anderen Mechanismus, sie konsolidierten sich in ihren Revieren, getrennt durch Stacheldraht, paralysiert durch die Möglichkeit zur atomaren Vernichtung. Die kurze ordnungspolitische Diskussion auf der westlichen Seite führte in der Nachkriegszeit zur „sozialen Marktwirtschaft“, zum „European Social Model“, zum „Wohlfahrtskapitalismus“.¹⁷ Zwar hatten die Nachkriegstheoretiker der sozialen Marktwirtschaft eigentlich ein etwas anderes System im Sinne gehabt als das, was mittels moderner Sozialpolitik realisiert wurde, ein etwas traditionelleres, kleinbürgerliches, agrarisches System; aber das interessierte im Grunde niemanden, solange man sich eine Art von „drittem Weg“ vorstellen und – wider Erwarten – binnen weniger Jahre ein „Wirtschaftswunder“ genießen konnte.

Die Erinnerung an die Österreichische Schule,¹⁸ insbesondere auch an die Generation von Ludwig von Mises und Friedrich von Hayek, ver-

glimmte am Rande des ökonomischen Diskurses; ihre Anhänger fand sie eher in den USA. Hayek sollte ja auch in den Folgejahren, die in Europa keynesianisch und wohlfahrtsstaatlich geprägt waren, unermüdlich für ein relativ „reines“ Modell der Marktwirtschaft eintreten (obwohl die „Austrians“ selbst ihn als Etatisten betrachteten und sich lieber an Mises hielten) und gegen einen freiheitsbedrohenden Wohlfahrtsstaat argumentieren,¹⁹ aber das wurde in Österreich nicht einmal wahrgenommen, jedenfalls nicht, bevor Hayek 1974 den Wirtschafts-Nobelpreis bekam (und im Grunde auch danach nicht).

Im Vordergrund des langsam wieder zukunftsgewisser werdenden Zeitgeistes standen andere Theorien. So etwa die *Modernisierungstheorie*: Für sie bot der europäische Industrialisierungsprozess das Muster für jene wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Prozesse, denen auch die weniger entwickelten Länder würden folgen müssen. (Die Reichweite der Theorie ist umstritten, heute allerdings würde man eher vom kapitalistischen „Weltsystem“ oder von den „multiple modernities“ sprechen.) Dazu passten auch *Technokratietheorien*, denen zufolge die Komplexität der in der modernen Gesellschaft zu treffenden Entscheidungen so anwachsen werde, dass einer demokratischen Ordnung ihre Substanz entzogen würde – weil die Wählerschaft einfach nicht mehr in der Lage sein werde, das zu verstehen, worüber abzustimmen ihr angesonnen wird. (Auch diese Frage ist offen, wenn man nicht einfach entschieden auf die demokratische Fiktion setzt und das Problem der Wählerkompetenz ignoriert.) Für das westliche System machte die Theorie des *Managerkapitalismus* Furore: Im modernen Wirtschaftsleben würden die Eigentümer-Unternehmer von den Managern abgelöst. (Diese Vermutung ist weitgehend bestätigt worden. Allerdings hat man in den letzten zwei Jahrzehnten neue Methoden zu finden geglaubt, das Managerinteresse mit dem Eigentümerinteresse kompatibel zu machen – und ist dabei glanzvoll gescheitert, weil man die Manipulationsmöglichkeiten entsprechender Indikatoren, an welche Prämien, Boni und andere Erträge für Manager geknüpft waren, gravierend unterschätzt hat.) Die *Konvergenztheorien* schließlich glaubten einen Annäherungsprozess zwischen dem westlichen Kapitalismus und der östlichen Planwirtschaft beobachten zu können; der Erstere werde durch staatliche Regulierungsmechanismen angereichert, die Letztere werde sich zunehmend marktförmiger Mechanismen bedienen müssen. (Das war wohl eine falsche Prognose, aber die derart rasch sich vollziehende Implosion des Bolschewismus hat niemand vorausgesehen, selbst die CIA nicht.) Manche Theorien bezweifelten die Anwendbarkeit des Kapitalismus-Begriffs auf eine Gesellschaft, die man zunehmend als *Dienstleistungsgesellschaft* (die Arbeitswertlehre wird unplausibel) oder *Mittelschichtgesellschaft* (ohne Klassenkampf kein Kapitalismus) apostrophierte.

Der zweite Spätkapitalismus

In den sechziger Jahren fegte die Welle eines „verspäteten Marxismus“ durch die westliche Sozialwissenschaft: Ernest Mandel wurde gelesen, der sich als Vertreter einer orthodoxen marxistischen Kapitalismuskritik sah; Paul A. Baran und Paul Sweezy, die einen modernen Monopolkapitalismus beschrieben, in dem der Wettbewerb erlahmen müsse; oder die Stamokap-Theoretiker mit ihrem imperialistisch-staatsmonopolistischen Modell.²⁰ Es war eine heftige, aber kurze Welle. Immerhin dachte man über die Sozialisierung von Gewinnen und die Privatisierung von Verlusten nach, über privaten Reichtum und öffentliche Armut – ein nicht ganz unaktuelles Thema.

Zur gleichen Zeit, in den sechziger und siebziger Jahren, wurde der Begriff des Spätkapitalismus von der Frankfurter Schule und in der Folge auch von anderen Kapitalismuskritikern aufgegriffen, freilich mit einer anderen Analyse als seinerzeit bei Werner Sombart. Günther Chaloupek ist den Varianten dieser Gesellschaftsbeschreibung nachgegangen:²¹ Theodor W. Adorno betonte den nach wie „kapitalistischen“ Charakter der Gegenwartsgesellschaft, obwohl er manche Kategorien der Marxschen Theorie, wie etwa die Arbeitswertlehre, als nicht mehr anwendbar erachtete, und eine wesentlich komplexere Theorie entwickelten Jürgen Habermas in seinem Buch über „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“ und Claus Offe in seinen „Strukturproblemen des kapitalistischen Staates“.²²

In ihrer Perspektive verschiebt sich das Grundproblem: Wirtschaftskrisen werden durch Staatsintervention beherrschbar, die Wirtschaftspolitik hat Gestaltungsspielräume. Aber die Staatsinterventionen lösen zugleich die kulturelle Grundlage, auf welcher der kapitalistische Staat beruht, auf. Die *Legitimationskrise* stellt die Grenze des Systems dar, eine Krise in den Köpfen. Eine partielle Dekommodifizierung der Ware Arbeitskraft durch steigende Qualifizierung, die Erosion der Glaubwürdigkeit des marktförmigen Äquivalententausches, Schwierigkeiten mit der „Ersatzprogramm“ des Sozialstaates, Zerbröckeln der Leistungsideologie, des staatsbürgerlichen und des familial-beruflichen Privatismus – alles das fügt sich zu einer Krise, die letzten Endes nicht beherrscht werden kann.²³ Das alles ähnelt letzten Endes eher dem Schumpeterschen Untergangsszenarium – oder gar Kulturkrisentheorien.²⁴ Chaloupek führt die Neuinterpretation auf Habermas' „kommunikative Wende“ zurück.

Dass auch nach den Erschütterungen der siebziger Jahre von einer grundlegenden Legitimationskrise der fortgeschrittenen kapitalistischen Demokratien keine Rede sein konnte, erklärte Habermas in einem Vortrag 1982 damit, dass eine allgemeine „Erschöpfung utopischer Energien“ eingetreten sei.²⁵ Auch wenn das richtig sein mag, so verschiebt sich damit

der Erklärungsbedarf bloß – warum diese „Entutopisierung“? Jedenfalls lassen sich auch in den drei Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind, keine systemischen Legitimationsnöte erkennen, die das marktwirtschaftliche Modell grundsätzlich diskreditiert hätten. Ganz im Gegenteil: Das Modell verbreitet sich weltweit, weil die Bilder seines Erfolges bei der Schaffung von Einkommen und Vermögen bis in die letzten Winkel einer medial globalisierten Welt vorgedrungen sind, und daran ändern auch Occupy-Gruppierungen nichts. Ob es sich dabei letzten Endes tatsächlich um einen „freundlichen Kapitalismus“ handelt, der die Menschen nachhaltig damit zufriedenstellen kann, Leben und Identität auf den weiteren Ausbau von Shopping-Malls zu gründen, lässt sich wohl noch nicht entscheiden.

Das europäische Fenster

Der Wohlfahrtskapitalismus ist in den westeuropäischen Ländern in den letzten Jahrzehnten so sehr als Selbstverständlichkeit begriffen worden, dass die Frage, was die Bedingungen seiner Genese, noch viel eher aber die Voraussetzungen seines Bestandes waren, allzu sehr aus dem Blick geraten sind. Einige diese Bedingungen sind die folgenden.

Erstens: der oft genannte *Systemwettbewerb*. Unmittelbar nach dem Krieg war keineswegs sicher, wie sich – auch in den westlichen Ländern – die Menschen politisch entscheiden würden, nach all den Erfahrungen der Jahrzehnte zuvor. Da lag es nahe, die Härten eines reinen Marktsystems abzupolstern: durch die Akzeptanz von Gewerkschaften als Verhandlungspartnern, durch ein System von arbeits- und sozialrechtlichen Maßnahmen, durch eine pragmatische, Schritt für Schritt ausgebaute Politik zugunsten der Masse der Bevölkerung. Diese Wirtschaftspolitik setzte die Akzeptanz eines keynesianischen Modells voraus, und die westlichen Regierungen haben es im wesentlichen von der Nachkriegszeit bis in die siebziger Jahre angewendet – nicht immer auf die kompetenteste, aber auf eine ausreichende Weise.

Zweitens: die *historische Belastung*. Die Konstellation aus Wohlfahrtskapitalismus und Demokratie beruhte auf kulturellen Voraussetzungen, die nicht zuletzt durch die Erfahrungen des Totalitarismus verstärkt wurden. Scharfe ideologische Polarisierungen blieben aus, weil man mit hass-erfüllten Weltanschauungen schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Von großen gesamtgesellschaftlichen Visionen wollte man auf absehbare Zeit nichts hören. Für eine (mehr oder minder entwickelte) Demokratie war man dankbar. Die Ruinenlandschaft der Nachkriegszeit lenkte die Bestrebungen auf handfeste materielle Ziele, und als die Besserungserwartungen rasch übertroffen wurden, freute man sich über die (damals noch recht bescheidene) „Konsumgesellschaft“. Der Schatten von Katastrophe und

Schuld im Hintergrund – das schuf jene Zurückhaltung, die sich in solider, nüchterner Arbeit ausdrückte.

Drittens: die *Sonderstellung Europas* (und seiner „Ableger“). Der europäische Wiederaufbau ging gut vonstatten, weil man an kulturelle Grundlagen anknüpfen konnte, aber auch, weil Europa eine einzigartige Position einnahm. Die Früchte des Produktivitätsfortschritts konnten verteilt werden, ohne dass man Konkurrenz aus den Entwicklungsländern befürchten musste. Produkte konnten zu „angemessenen“ Preisen verkauft werden, ohne die rasche Unterbietung aus einem Dritte-Welt-Land befürchten zu müssen. Erst in den Siebzigern begannen die Schwierigkeiten mit der Textilindustrie und den „alten Industriegebieten“.

Viertens: eine *fragmentierte Welt*. Angesichts von Barrieren zwischen den Ländern, hohen Transportkosten und schwierigen Kommunikationsbedingungen mussten sich Unternehmen mit nationalstaatlichen Widerständen oder Belastungen arrangieren, ohne einfach mit der Exit-Option, der Abwanderung in billigere oder entgegenkommendere Länder, drohen zu können. Dieser „Residenzdruck“ ist geschwunden, viele Gründe drängen zur Abwanderung. Je mobiler ein Produktionsfaktor ist, desto mächtiger ist er.

Diese Bedingungen bestehen nicht mehr: durch den Zusammenbruch planwirtschaftlicher Systeme, die keine „bedrohlich-attraktive“ Alternative zur marktwirtschaftlichen Ordnung mehr darstellen, wie dies in den Nachkriegsjahren denkbar schien; durch den Wandel des Selbstverständnisses wirtschaftspolitischer Konzeptionen von keynesianischen zu neoliberalen Modellen; durch jenen Generationswechsel, der das Erleben von Totalitarismus und Nachkriegszeit – und damit Besonnenheit und Kompromissfähigkeit – dahinschwinden lässt; durch eine globalisierte Wirtschaft, in der praktisch alle allgemein-wirtschaftlichen Produktionen und Dienstleistungen unter dem Konkurrenzdruck von Billiglohnländern stehen. Insbesondere die Globalisierung schafft neue Spielregeln, manchmal durchaus auch zum Besseren, etwa bei der Beseitigung nationaler Monopole, aber sie schränkt die Manövrierfähigkeit nationalstaatlicher Politik ein. In der Epoche der globalen Interdependenz sind zudem die Systeme auch dann, wenn sie einander nicht freundlich gesinnt sind, so voneinander abhängig, dass sich auch ein Land wie China über eine westliche Wirtschaftskrise nicht freuen und sie nicht als erwünschtes Signal eines kapitalistischen Zusammenbruchs begrüßen kann, sondern Sorge haben muss, dass die eigene Wirtschaft gravierenden Schaden erleidet. Aber offensichtlich ist die Epoche einer nationalen Wirtschaftspolitik zu Ende gegangen, ebenso wie die Illusion des endlich krisenfrei gewordenen kapitalistischen Systems – frei von „großen Krisen“ währte man es, aber sogar die kleineren Konjunkturschwankungen glaubte man ausbügeln zu können. Eine Hybris, die nur noch von jener der erstarkenden Finanzwelt übertroffen wurde,

deren Akteure sicher waren, einen Weg gefunden zu haben, die „Unsicherheit“, die doch das Wesen eines entrepreneurialen Systems schlechthin ausmacht, aus der Welt zu schaffen.

Der Finanzkapitalismus

Selbst ein wohlentwickelter Kapitalismus ist nicht gleich jedem anderen. Im Februar 1995 brach die Baring Bank, die älteste Handelsbank Londons, zusammen, weil einer ihrer Manager, der mit neuen Finanzprodukten gehandelt hatte, im Laufe der Zeit mehr als £ 600 Millionen Verluste angehäuft hatte. Im Jahre 2001 verursachte einer der größten Konzerne der USA, Enron, einen gewaltigen Skandal: Man hatte durch einige Tricks die Bilanzen so hervorragend fälschen können, dass das Unternehmen bis zum Schluss als höchst innovativ betrachtet und auch von den Ratingagenturen gelobt wurde. Das waren nur die ersten Turbulenzen aus der „neuen Finanzwelt“ mit ihren „neuen Finanzprodukten“. Man spricht von der *Finanzialisierung* der Wirtschaft oder vom *Finanzmarkt-Kapitalismus*.²⁶ Die Finanzwirtschaft dient nicht mehr der Realwirtschaft zur Beschaffung von Kapital und zur Abwicklung der Geschäfte, sie hat sich zu einer eigenständigen und eigenlogischen Welt (mit einem gewaltigen Volumen) entwickelt, in der vorzugsweise Transaktionen getätigt werden, die nicht mit einer materiellen Produktion in Verbindung stehen: „Kasino-Kapitalismus“.²⁷

Die Finanzialisierung hat, so wie früher die Erfindung des Sports für die englische Aristokratie, einen neuen Zeitvertreib für die Oberklasse geschaffen, der es dieser erlaubt, *Gambling* in einer günstigen asymmetrischen Situation zu betreiben. Die *Asymmetrie* besteht darin, dass sich bei Börsen-Glücksspielen auch einmal 20% oder mehr pro Jahr verdienen lässt, dass die Verlierer aber aus Steuergeldern weithin entschädigt werden. Einen Teil der Mittelschicht kann man auch noch überreden, an einer Unterart dieses Spiels teilzunehmen: indem sie ihre überschüssigen Gelder den Banken anvertrauen, die damit durch Gebühreneinhebung über sichere Erträge verfügen, während das Risiko der Kapitalentwertung bei den Geldanlegern verbleibt. In jedem Falle ergibt sich daraus das Bestreben der Finanzwirtschaft und ihrer Kollaborateure, durch adäquate Narrative über die Natur der wirtschaftlichen Dinge die Aufrechterhaltung eines Freiraums zu sichern, in dem solche Aktivitäten möglich sind, und „unfreundliche“ staatliche (Regulierungs-)Lösungen zu diskreditieren. Vor allem aber gehört es zum Wesen des Finanzkapitalismus, dass er Krisen braucht: Krisen sind kein „Unfall“. Nur in Krisen kann man wirklich viel Geld machen. Und sie haben den angenehmen Nebeneffekt, dass sie Machtbalancen verschieben.

Der postmoderne Kapitalismus

Nun stehen wir also da, mit einer Wirtschaftskrise, die jener großen Krise ähnelt, die nie wieder zu erleben man sich zuvor schon so gut wie sicher gewesen ist. Nach dem Zusammenbruch des bolschewistischen Systems im *annus mirabilis* war man überzeugt, dass der Kapitalismus „gesiegt“ habe; mittlerweile ist man von diesem Sieg nicht mehr so überzeugt. Der „Triumphalismus“ ist erstorben. Es könnte sich auch um ein System handeln, welches temporäre Spurts erlaubt, aber zugleich große Begabung bei der Etablierung selbstdestruktiver Mechanismen entwickelt. Mittlerweile herrscht ja auch eine gewisse Fassungslosigkeit beim Blick auf die Vorgeschichte der großen Krise; einmal mehr schüttelt man verwundert den Kopf darüber, dass man alle jene Tendenzen, die so offenkundig auf eine solche Krise hinzulaufen schienen, nicht wahrgenommen hat.

Es scheint hinreichende Indizien dafür zu geben, dass jener Spätkapitalismus, der für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts kennzeichnend war (geschweige denn Sombarts oder Schumpeters Konfiguration), ein Ende gefunden hat. Um historische Schwellen, Brüche oder Periodisierungen lässt sich, trotz der üblichen Unfruchtbarkeit solche Auseinandersetzungen, trefflich streiten; aber die Anhaltspunkte dafür verdichten sich, dass sich einige wirtschaftliche Mechanismen in einem Ausmaß geändert haben, dass es zweckmäßig ist, die neue Phase, den postmodernen Kapitalismus²⁸, von der alten Phase der kapitalistischen Entwicklung zu unterscheiden.

Neben *Globalisierung* und *Finanzialisierung* sind es weitere Kennzeichen, die den neuen Kapitalismus von jenem Modell, welches noch Schumpeter und Sombart vor Augen hatten, unterscheiden. Ein paar Aspekte müssen genügen. Erstens hat ein Prozess *der inneren Kolonisierung* stattgefunden, in dem konkurrierende Produktionsmöglichkeiten beseitigt worden sind. Der Expansionsdrang des Kapitals lässt nach „neuem Land“ Ausschau halten, und so ist in einem Prozess der umfassenden Vermarktlichung die Haushaltsökonomie, die vor wenigen Jahrzehnten in kritischen Studien noch auf ein beachtliches Produktionsvolumen geschätzt wurde, beträchtlich reduziert worden. Die weiblichen Arbeitskräfte wurden in die offizielle Wirtschaft integriert, selbst unter Inkaufnahme einer Rücknahme von Arbeitsteilungsvorteilen, indem man die Arbeitswelt nicht mehr, wie noch in den sechziger Jahren, als „Entfremdung“ betrachtet, sondern zur „Selbstverwirklichungs-Arena“ umgedeutet hat. Damit wurde ein beachtlicher Teil der haushaltsökonomischen Produktion, die dem Markt entzogen war, eliminiert. Zweitens hat eine *Professionalisierung* vieler Bereiche stattgefunden, eine Komplexitätssteigerung, die immer größere Bereiche des privaten und familiären Lebens der eigenen Gestaltung unzugänglich werden lässt. Man benötigt immer mehr

Dienstleistungen einer gut bezahlten „Dienstklasse“, wenn die Menschen weithin davon überzeugt werden können, dass Eigentätigkeit (von der Steuererklärung bis zur Kindererziehung, von der Sportausübung bis zur Identitätsgestaltung) gefährlich oder verantwortungslos ist. Drittens hat eine umfassende *Brandisierung* von immer mehr Lebensbereichen stattgefunden. Die Etikettierung durch „Marken“ ermöglicht es, Preise zu erzielen, die weit über den Kosten oder über dem Wert eines Produktes oder einer Dienstleistung liegen; man kann also aus der Masse der Bevölkerung gleichsam das Doppelte von dem abschöpfen, was sonst möglich wäre, allein durch passende Symbolisierung bei gleicher Qualität, und Konsumentinnen und Konsumenten bezahlen den überhöhten Preis auch noch freiwillig und begeistert. Viertens ist der persönliche *Verschuldungsstatus* attraktiv gemacht worden: Schulden waren seinerzeit unmoralisch, neuerdings wird Nichtverschuldung als Dummheit dargestellt. Wenn ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung im permanenten Verschuldungszustand gehalten wird, hat dies nicht nur disziplinierenden Charakter, es ist auch möglich, einige Prozente privaten Einkommens risikolos abzuschöpfen. Fünftens hat sich eine *Effizienzideologie* breitgemacht, die miteinander verkoppelte Systeme „ausreizt“: Es wurden damit Redundanzen beseitigt, die zur Stabilisierung in Krisen beigetragen haben. Wenn plötzlich der Sturm aufzieht, hat kein Individuum, kein Unternehmen, keine öffentliche Körperschaft Ressourcen „in der Hinterhand“, um die Attacke zu überstehen. Wenn man immer scharf an der „Kante“ fährt, darf nichts passieren – und wenn es passiert, dann fällt ein Stein nach dem anderen. Sechstens hat eine neue *Fragmentierung der Weltwahrnehmung* stattgefunden. Niklas Luhmann hat mit seiner systemtheoretischen Perspektive eine wesentliche Erkenntnis transportiert: dass die Postmoderne sich in einen Zustand funktionaler Differenzierung begeben hat, in dem die Subsysteme einander nicht mehr adäquat wahrnehmen. Eine Welt des Missverstehens, des Aneinandervorbeiredens. So ist der kapitalistische Markt das effizienteste vorstellbare Instrument – wenn man ihn nur unter ökonomischen Aspekten betrachtet. Die partikuläre Effizienz ist jedoch ohne weiteres mit einer Legitimationskrise vereinbar, wenn auch andere Ansprüche erhoben werden – und dies geschieht, wenn Erwartungstäuschungen und Anspruchsverweigerungen sich häufen. Das System ist gerade darin effizient, Ansprüche und Begierden zu steigern, aber es vermag sie in einer Situation nicht mehr einzulösen, in welcher der Vorgriff auf die Zukunft nicht mehr funktioniert. Wenn selbst Ablenkung und Zerstreuung im Konsum-Entertainment nicht mehr greifen, wird Souveränitätsentzug für das Individuum schmerzhaft spürbar.

Die Drehbücher für die nächsten Jahrzehnte werden wohl anderswo geschrieben werden, denn die Folgen der Wirtschaftskrise werden die westlichen Länder noch lange in Atem halten – angesichts globaler Kon-

kurrenz, ökologischer Verteuerung, demographischer Probleme. Kaum jemand stellt in Zweifel, dass das amerikanische Imperium Schwächeerscheinungen aufweist, ebenso wie eine Europäische Union, deren Zukunft in den Sternen steht. Die meisten Zeitbeobachter nehmen an, dass die ökonomischen Schwergewichte bis zur zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts nach Ostasien wandern, sofern es China auch weiterhin schafft, seine inneren Widersprüche zu unterdrücken.²⁹ Dann wäre es nicht nur ein halbes europäisches Jahrhundert gewesen, über dessen Luxusqualität sich die Bewohnerinnen und Bewohner des Okzidents freuen konnten, es wäre sogar die Besonderheit eines halben europäischen Jahrtausends gewesen, in dem Europa anderen Teilen der Welt dynamisch „davongeeilt“ ist – doch offenbar könnte auch diese Phase zu Ende gehen, so wie dies mit hegemonialen Zivilisationen in der Geschichte schon öfter einmal geschehen ist. Auch wenn es „dem Kapitalismus“ – in seiner neuen Gestalt – gut gehen sollte, ist zweierlei offen: wie dieser im Detail beschaffen sein wird und ob die neue Formation in Europa erblüht. Die alte Aufforderung, man habe bislang nur interpretiert und müsse nun verändern, hat sich verkompliziert: Man muss nun erst einmal anders wahrnehmen; dann richtig interpretieren; weiters gute Therapien finden; und schließlich etwas verändern. Viele Deutungen liefert uns die Ideengeschichte, aber das Objekt selbst läuft uns ja auch immer davon. Man muss wohl neuerlich mit dem Wahrnehmen und Interpretieren des Gegenwartskapitalismus beginnen.

Anmerkungen

- ¹ Chaloupek (1996).
- ² Sombart (1929).
- ³ In einigen Fällen werden die Geschlechter doppelt benannt, in anderen Fällen wiederum halte ich mich an die Konvention, dass dem männlichen Geschlecht ein gewisser Vorzug gegeben wird. In den entsprechenden (leicht erkennbaren) Fällen sind natürlich beide Geschlechter gemeint, so wie in diesem Falle grundsätzlich „Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler“ angesprochen sind (auch wenn es mit den Sozialwissenschaftlerinnen im hier apostrophierten 19. Jahrhundert nicht allzu großzügig aussieht).
- ⁴ Im deutschsprachigen Raum ist die Terminologie üblicherweise politisch aufgeladen: Kapitalismus sagen jene, die das System nicht haben wollen, von der Marktwirtschaft sprechen jene, die es verehren. Ähnlich steht es auch um andere Begriffe: Wohlfahrtsstaat sagen meist seine Kritiker, Sozialstaat seine Befürworter. In dieser Arbeit verwende ich den Kapitalismus-Begriff im angelsächsischen Sinn, als eine neutrale Bezeichnung für eine Gesellschaftsformation, denn im Englischen sprechen auch liberale Theoretiker wie Milton Friedman oder Peter L. Berger vom „Kapitalismus“ (Friedman 1976; Berger 1992).
- ⁵ Bei der Kennzeichnung des Kapitalismus herrscht weitgehend Einigkeit: Es wird Geld in der Absicht investiert, mehr Geld zu machen; und das kann auf eine ganz unterschiedliche Weise geschehen. Praktisch alle ökonomischen Aktivitäten, die in einer kapitalisti-

schen Gesellschaft stattfinden, sind von der Möglichkeit getrieben, Gelder zu investieren und damit einen Gewinn zu erzielen. Dazu bedarf es einer klaren Verteilung von Eigentumsrechten und des Vorhandenseins von Institutionen, welche Produktion und Transfer von Gütern im Wettbewerb ermöglichen. Grundsätzlich tendieren Märkte dazu, sich universell auszubreiten: „Märkte sind also nicht mehr wie zuvor Orte, wo einige zusätzliche Dinge gekauft werden können, die man nicht selber produziert, sondern die einzige Möglichkeit, überhaupt etwas zu erwerben“ (Fulcher 2007, S. 26).

⁶ Chaloupek (2003a).

⁷ Hilferding (1910).

⁸ Wir kommen auf die Frage der Periodisierung noch zurück, aber natürlich lassen sich die strittigen Positionen leicht kennzeichnen. Auf der einen Seite stehen jene, die auf die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Formationen hinweisen, sowohl in synchroner als auch in diachroner Hinsicht, ebenso auf die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, auf den Reichtum von komparativ erschließbaren Varianten. Die Vertreter dieser Position, so etwa Henri Pirenne oder Fernand Braudel, neigen dazu, das Auftreten kapitalistischer Mechanismen in der Geschichte immer früher zu finden, zumindest am Beginn der Neuzeit, dann auch in Perioden des Mittelalters, letztlich sogar in der Antike. Auf der anderen Seite betonen die Vertreter periodisierender Schemata, dass mit Beschreibungen von Epochen, wirtschaftlichen Konstellationen oder „Wirtschaftsstilen“ keine systematisch geschlossenen, ontologischen Entitäten gemeint seien, sondern dass es sich bei der Unterscheidung von „historischen Einheiten“ bloß um Idealtypen, und in diesem Sinne um zweckmäßige Arbeitsbehelfe, handele. So ist auch nichts gegen den Befund von „Proto-Kapitalismen“ einzuwenden.

⁹ Sombart (1987).

¹⁰ Weber (1976); Kaesler (2003).

¹¹ Schumpeter und Röpke (1993/2006).

¹² Hayek (1983).

¹³ Sombart (1915, 1928).

¹⁴ Chaloupek (1996) S. 394.

¹⁵ Nietzsche (1893).

¹⁶ Keynes (1936).

¹⁷ Kaelble und Schmid (2004).

¹⁸ Chaloupek (2003b, 1987).

¹⁹ Chaloupek (1998).

²⁰ Mandel (1971); Baran und Sweezy (1967).

²¹ Chaloupek (2010).

²² Habermas (1973); Offe (1972).

²³ Chaloupek (2010).

²⁴ Löwenthal (1979).

²⁵ Habermas (1985) S. 143.

²⁶ Windolf (2005).

²⁷ Strange (1986); Sinn (2009).

²⁸ Mit diesem Begriff werden keine theoretischen Ansprüche verbunden, auch wenn sich gewisse allgemeine Kennzeichen der Postmoderne in der Logik des gegenwärtigen Kapitalismus finden lassen; ich verwende in diesem Falle den Begriff als Epochen-Etikett, ohne damit auch wiederum implizieren zu wollen, dass alle Charakteristika der Moderne überholt sind oder abgebrochen wurden. Es handelt sich auch nicht um einen terminologischen Vorschlag.

²⁹ Es gibt keinen Grund, die Dynamik und Stabilität Chinas zu überschätzen. Schließlich bleibt es nach wie vor schwer vorstellbar, wie sich ein „wilder Kapitalismus“ mit starken Elementen von Planwirtschaft und mit einer Einparteiendiktatur auf Dauer vertragen

sollte, ganz abgesehen von Problemen interner Ungleichheit und mangelnder sozialer Absicherung, ökologischen Problemen, weit verbreiteter Korruption und dergleichen.

Literatur

- Baran, Paul A.; Sweezy, Paul M., Monopolkapital. Ein Essay über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung (Frankfurt am Main 1967).
- Berger, Peter L., Die kapitalistische Revolution. Fünfzig Leitsätze über Wohlstand, Gleichheit und Freiheit (Wien 1992).
- Chaloupek, Günther, Die Österreichische Schule und der Austromarxismus. In: *Wirtschaft und Gesellschaft* 13 (1987), S. 469-486.
- Chaloupek, Günther, Werner Sombarts „Spätkapitalismus“ und die langfristige Wirtschaftsentwicklung. In: *Wirtschaft und Gesellschaft* 22 (1996), 3, S. 385-400.
- Chaloupek, Günther, Die Dauerhaftigkeit der „Zwischenform“: Hayeks Verdikt gegen den Wohlfahrtsstaat nach fünfzig Jahren. In: Franz Baltzarek, Felix Butschek und Gunther Tichy (Hg.): Von der Theorie zur Wirtschaftspolitik – ein österreichischer Weg. Festschrift Streissler (Stuttgart 1998), S. 85-108.
- Chaloupek, Günther, Empirical Realism and Analytical Theory in Long Term Economic Perspectives: A Comparison of Sombart, Schumpeter and Hayek. In: Jürgen G. Backhaus, W. Heijmann, A. Nentjes und J. van Ophem (Hg.): Economic Policy in an Orderly Framework. Liber amicorum for Gerrit Meijer (Münster 2003a), S. 100-116.
- Chaloupek, Günther, The Second Cleavage of the Austrian School: Schumpeter's German Writings on Economic Systems and Economic Policy in Comparison with Mises/Hayek. In: Jürgen Backhaus (Hg.): Joseph Alois Schumpeter. Entrepreneurship, Style and Vision (Boston, MA 2003b), S. 245-260.
- Chaloupek, Günther, Die Frankfurter Schule und der Spätkapitalismus. In: Christian Brünner, Werner Hauser, Ronald Hitzler, Heinz-Dieter Kurz, Martin Pöllinger, Peter Reininghaus et al. (Hg.): Mensch – Gruppe – Gesellschaft. Von bunten Wiesen und deren Gärtnerinnen und Gärtnern. Festschrift Prisching. 2 Bände (Wien – Graz 2010), S. 373-388.
- Friedman, Milton, Kapitalismus und Freiheit (München 1976).
- Fulcher, James, Kapitalismus (Stuttgart 2007).
- Habermas, Jürgen, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus (Frankfurt a. M. 1973).
- Habermas, Jürgen, Die neue Unübersichtlichkeit (Frankfurt a. M. 1985).
- Hayek, Friedrich A. von, Die Verfassung der Freiheit (2., durchges. Aufl. Tübingen 1983).
- Hilferding, Rudolf, Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus (Wien 1910).
- Kaelble, Hartmut; Schmid, Günther (Hg.), Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat (Berlin 2004).
- Kaesler, Dirk, Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung (3., aktualisierte Aufl. Frankfurt am Main 2003).
- Keynes, John M., The General Theory of Employment, Interest and Money (London 1936).
- Löwenthal, Richard, Gesellschaftswandel und Kulturkrise. Zukunftsprobleme der westlichen Demokratien (Frankfurt am Main 1979).
- Mandel, Ernest, Marxistische Wirtschaftstheorie (Frankfurt a. M. 1971).
- Nietzsche, Friedrich, Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen (2. Aufl. Leipzig 1893).
- Offe, Claus, Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur politischen Soziologie (Frankfurt am Main 1972).
- Schumpeter, Joseph A., Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung

- über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus (8. Aufl., unveränd. Nachdr. der 4. Aufl. 1934. Berlin 2006).
- Sinn, Hans-Werner, Kasino-Kapitalismus. Wie es zur Finanzkrise kam, und was jetzt zu tun ist (Berlin 2009).
- Sombart, Werner, Händler und Helden. Patriotische Besinnungen (München u. a. 1915).
- Sombart, Werner, Die Juden und das Wirtschaftsleben (München u. a. 1928).
- Sombart, Werner, Die Wandlungen des Kapitalismus. In: Franz Boese (Hg.): Wandlungen des Kapitalismus, Auslandsanleihen, Kredit und Konjunktur. Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Zürich 1928 (München u. a. 1929), S. 28-41, 124-135.
- Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart (Unveränd. Nachdr. in 3/6 Bänden, München 1987)
- Strange, Susan, Casino Capitalism (Oxford u. a. 1986).
- Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie (5., rev. Aufl., Tübingen 1976).
- Windolf, Paul (Hg.), Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen (Wiesbaden 2005).